

Informationen zum Film

Toni Erdmann

Deutschland 2016

Regie: Maren Ade
Drehbuch: Maren Ade
Produktion: Janine Jackowski, Maren Ade, Jonas Dornbach
Kamera: Patrick Orth
Schnitt: Heike Parplies
Darsteller: Peter Simonischek, Sandra Hüller, Michael Wittenborn, Thomas Loibl, Trystan Pütter
Länge: 162 Minuten.



Toni Erdmann handelt von der Beziehung des kauzigen, stets zu Scherzen aufgelegten Musiklehrers Winfried alias Toni Erdmann (Peter Simonischek) und seiner karrieristisch orientierten Tochter Ines (Sandra Hüller), die als Unternehmensberaterin für eine große Consulting Firma in Rumänien arbeitet. Bei einem unerwarteten Besuch des Vaters, der den Kontakt zu seiner Tochter sucht, entwickelt sich zwischen beiden ein immer bizarreres, gleichermaßen ur-komisches und doch von tiefem Ernst getragenes Rollenspiel, in dem beide um ihre eigene Identität und ihr gegenseitiges Verhältnis ringen – ein Ringen, bei dem die Grenzen zwischen echter und gespielter Identität, wirklichem und inszeniertem Leben immer mehr verwischen und gerade dadurch faszinierende menschliche Tiefenblicke eröffnen.

Toni Erdmann war eines der großen Filmereignisse des Jahres 2016 und wurde von Kritik und Publikum geradezu euphorisch gefeiert. Er erhielt unzählige Preise im In- und Ausland, u.a. den Europäischen Filmpreis 2016 in vier Kategorien. Zudem wurde *Toni Erdmann* im Vorfeld der Oscar-Verleihung 2017 als bester ausländischer Film mit dem Independent Spirit Award ausgezeichnet. Zum Zeitpunkt der deutschen Erstaufführung am 23. Juni 2016 in München waren die Verleihrechte bereits in 55 Länder verkauft.

Projektreihe „Philosophie im Kino“

Philosophie im Kino ist eine Projektreihe der Bonner Akademie für Sozialethik und Öffentliche Kultur. Sie hat das Ziel, aktuelle soziale, wirtschaftliche und politische Fragestellungen auf neue Weise in die öffentliche Debatte einzubringen: zugleich philosophisch und ästhetisch, nachdenklich und unterhaltend, akademisch und populär.

Philosophie im Kino bietet aktuell 24 Folgen, die seit 2007 in 56 Veranstaltungen mehr als 5.600 Teilnehmer/innen in Deutschland, Österreich und der Schweiz erreicht haben.

Weitere Informationen:
www.akademie-ask.de/philkino.0.de

Referent & Gründer



Der Bonner Philosoph Martin Booms philosophiert seit 10 Jahren anhand von ausgewählten Spielfilmen. Er ist Gründer und Direktor der Akademie für Sozialethik und Öffentliche Kultur in Bonn und hat eine Professur für Wirtschaftsethik an der Steinbeis University Berlin inne. Er lehrt zudem regelmäßig an den Universitäten St. Gallen und Bonn.

Nordstraße 73a, D-53111 Bonn
Tel: +49 228 850 328 0
info@akademie-ask.de
booms@akademie-ask.de
www.akademie-ask.de

ask
Akademie für Sozialethik
und Öffentliche Kultur



Akademie für Sozialethik
und Öffentliche Kultur

Philosophie im Kino Folge XXIV

Film



Thema

Wer bin ich wirklich

in Verbindung mit

KINOK
cinema

und Universität St. Gallen
Institut für Wirtschaftsethik

Thematische Einführung

Wer bin ich ‚wirklich‘?

Über Echtheit und Inszenierung unserer selbst.

Authentizität (von griechisch αὐθεντικός / authentikós = „echt“) ist zu einem fast schon überstrapazierten Modewort geworden. Das Ideal, als Person authentisch – also echt – zu sein, ist dabei zweidimensional: Es zielt zum einen auf Selbstidentität, es fordert dazu auf, „man selbst“ zu sein, statt neben sich zu stehen oder an sich selbst vorbei zu gehen. In der Forderung, das eigene und richtige, nicht das falsche und unwirkliche Leben zu leben, geht es also um die Unverfälschtheit der eigenen Person.

Damit verbindet sich aber zugleich eine zweite Dimension: Denn das nicht-authentische Leben ist nicht nur in einem sachlichen Sinne falsch, sondern auch in einem moralischen. Das Nicht-Authentische bedeutet Verfälschung, es betrügt gewissermaßen die Realität, und dem entsprechend begeht eine Person, die nicht lebt, was sie wirklich ist, die also ihre Selbstidentität verfehlt, einen Selbstbetrug: Sie wird zu einem Fake ihrer selbst.

Der Begriff des Authentischen verklammert also Moralität und Identität, und in dieser Verklammerung wird der Begriff der Beliebigkeit zum Gegenbegriff der Echtheit: Der Opportunist, der sein Verhalten den jeweiligen Kontexten beliebig anpasst, verleugnet sich selbst und wird gerade wird gerade aufgrund dieser Untreue zu sich selbst moralisch abqualifiziert.

Tatsächlich ist in der Geschichte der Philosophie diese Bestimmung des (Un-)Authentischen auf vielfältige Weise zur Geltung gebracht worden. So hatte etwa Platon an der Wiege der abendländischen Kultur die abbildende Kunst und die Schauspielerei verdammt: Denn nach ihm *sind* beide nicht eigentlich real, sondern sie *inszenieren* bloß Realität, und das heißt für Platon: sie *verfälschen* Realität. Was inszeniert wird, ist demnach eben gerade nicht echt bzw. authentisch, sondern in letzter Konsequenz Lug und Betrug. Dieses klassische Konzept von Authentizität zieht also eine scharfe Linie zwischen Sein und Schein, Echtheit und Inszenierung.

Ist damit aber das letzte Wort gesprochen? Zweifel sind angebracht. Denn bei näherem Nachdenken zeigt sich bald ein Problem mit dieser Bestimmung des Authentischen: Sie setzt nämlich eine klare Unterscheidbarkeit von „echtem“ Sein und „falscher“ Inszenierung voraus. Nun ist aber zum einen die Grenzlinie zwischen beiden keineswegs immer klar und daher Gegenstand von Auseinandersetzungen und Auslegungen, wie etwa in der aktuellen gesellschaftspolitischen Debatte um die Deutungshoheit

über „News“ und „Fake News“ zum Ausdruck kommt. Mehr noch: Wendet man diese Problematik auf das Verhältnis von persönlicher Authentizität und Selbstinszenierung an – und damit ist man im Zentrum von von *Toni Erdmann* –, erscheint fraglich, ob sich diese Grenzziehung ganz grundsätzlich aufrechterhalten lässt: Wann und was sind wir denn „echt“, und ist unser Ich überhaupt trennbar von dem vielfältigen Geflecht unserer Selbstkonstruktionen? Offenkundig steht ja das, was wir „wirklich“ sind, nicht einfach als ein für alle Mal fixiertes Faktum fest, sondern Selbst-Identität ist das Resultat eines dynamischen Prozesses von Zuschreibungen, vielleicht sogar nichts anderes als der Vollzug dieses Prozesses selbst: Wir „sind“ das, wozu wir immer erst „werden“, nämlich das, wozu wir uns entwerfen. Aufgrund dieses konstitutiven Entwurf-Charakters unserer selbst sind Menschen – einem Gedanken Friedrich Nietzsches und Michel Foucaults folgend – wesenhaft Lebenskünstler: Unsere Selbstidentität ist immer das Ergebnis unserer kreativen Selbstkonstruktion.

Damit erscheint aber ein ganz anderes Konzept von Authentizität, das das Künstlich-Künstlerische gerade nicht mehr als einen defizitären Modus der Verfälschung wertet. Denn die zugleich moralisch und identitätsrelevante Trennlinie von „echtem“ und „falschem“ Leben verläuft dann immer nur *innerhalb* des Spektrums unserer Selbstinszenierungen: Authentisch sind wir in denjenigen Selbstentwürfen, die wir mutig, selbstbestimmt und frei vornehmen; nicht-authentisch sind wir hingegen dort, wo wir uns selbst fremdbestimmt, unbewusst oder opportunistisch inszenieren – in jedem Fall *identifizieren* wir uns aber nur, indem wir uns *inszenieren*.

Dieser *konstruktivistische* Begriff von Authentizität, jener Einheit von Identität und Aufrichtigkeit, wird noch durch eine andere, *erkenntnistheoretische* Perspektive gestützt: Denn tatsächlich haben wir ja gleichsam Zugriff auf uns selbst – auf das, was wir in uns selbst als Ich ansprechen – ja niemals unmittelbar, sondern immer nur vermittelt über die Bilder, die wir uns von uns selbst machen. Wer wir *sind*, müssen wir im Wortsinn *erfahren* bzw. erleben. Um uns selbst betrachten zu können, um überhaupt in ein Verhältnis zu uns selbst zu kommen, müssen wir uns nämlich notwendigerweise objektivieren, d.h. uns selbst gegenüberstellen und damit gleichsam aufspalten: In der Selbsterkenntnis ist das Ich, das (als Subjekt) sich selbst betrachtet, und dasjenige,

das (als Objekt) Gegenstand der Selbstbeobachtung ist, immer durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt: die Subjekt-Objekt-Differenz. So wie analog das Auge sich niemals unmittelbar selbst sehen kann, so bleibt auch das „eigentliche“ Ich – das Subjekt seiner eigenen Selbsterkenntnis – erkenntnistheoretisch immer gleichsam im toten Winkel. Damit ergibt sich aber ein geradezu unheimlicher Befund: Was wir „wirklich“ sind – dieser rätselhafte Bezugspunkt unserer selbst, von dem wir uns niemals ablösen können und denn wir mit dem Begriff „Ich“ bezeichnen – bleibt uns immer verschlossen. Wir können nicht wissen, wer oder was wir „an sich“ sind. Wir haben uns nur in der Weise, wie wir uns selbst „erscheinen“, also in unseren Selbstbildern, die wiederum maßgeblich geprägt sind durch die Bilder, die andere von uns haben und in denen wir uns selber spiegeln. Am Ende zeigt sich damit das, mit dem wir uns als Selbst identifizieren, auch noch als soziale Konstruktion.

Dieser verstörend, aber zugleich ironisch, ja nahezu komisch anmutende Befund, dass wir genau von dem, was uns am Nächsten erscheint – unserem Ich – in Wirklichkeit am weitesten entfernt sind, ist gleichsam das Geheimnis von Maren Ades meisterhaftem Film *Toni Erdmann* – und zugleich Erklärungsgrund dafür, dass dieser Film faszinierenderweise trotz seiner Bezugnahmen auf extreme Rollenklischees, slapstickverdächtige Maskeraden und groteske Situationskomik niemals oberflächlich oder klamaukhaft, sondern selbst in den brüllendsten Szenen mit bemerkenswerter Tiefgründigkeit daherkommt. Denn je stärker sich die handelnden Figuren in ihre selbstinszenierten (Toni Erdmann) oder übernommenen (Tochter Ines) Rollen hineinbegeben und darin ausleben, je mehr ihr Selbst und ihre Selbstdarstellung, ihr wirkliches und ihr gespieltes Leben miteinander verschmelzen, desto unverfälschter und authentischer offenbart sich ihre Persönlichkeit. In *Toni Erdmann* öffnen sich Vater und Tochter in einem furiosen Akt der sozialen Selbstinszenierung einander und sich selbst – und sie können dies *nur* im Modus der Inszenierung, in dem sie sich als das zeigen, was sie wirklich sind.

Maren Ade spielt auf diese Weise mit Identitäten; mehr noch zeigt sie aber auf, dass Identität und wirkliches Leben nichts anderes sind und sein können als eine Art Spiel. *Toni Erdmann* ist auf eine wunderbar ironische Weise genau das: ein Spiel, eine famose Inszenierung des großen, rätselhaften, melancholisch-heiteren Schauspiels unserer selbst – und nicht zuletzt der Beweis, dass Platon unrecht hat.